

Zum 3. August.

(Friedrich Wilhelm III. von Preußen geboren).

Die großartige Erhebung des preussisch-deutschen Volkes vom Jahre 1813 fällt mit Friedrich Wilhelm III. zusammen, einem Manne, dessen Sohn Wilhelm I. bestimmt war, was Napoleon verbrochen, an Frankreich zu rächen, und die deutsche Kaiserkrone sich mit starker Hand auf sein ehrwürdiges Haupt zu legen.

Noch von der Glorie Friedrichs II. des Großen, war seine Jugend umstrahlt. Als Jüngling erlebte er die Stürme der französischen Revolution und die gewaltige Ermordung Ludwigs XVI. Dann folgten die schweren Prüfungsjahre. Zurück, eckig bestieg er den Thron, an der Seite eines Engels, seiner Gemahlin Luise. Er wollte den Frieden; denn er haßte den Krieg und liebte den Frieden, da der Frieden Segen bringt. Doch sein Volk wünschte den Krieg, denn seine Ehre ist verletzt und es will das nicht dulden. Der König zog in das Feld. Die Schlacht brach an, es war die Doppelschlacht bei Jena und Auerstedt. Der Krieger kämpfte des Preußens Name werth. Da sinkt der Oberfeldherr und verloren ist Alles. Die Flucht bleibt und unaußhaltam drängt der Sieger vor.

Vor wenigen Monaten der glücklichste Fürst Europas war Friedrich Wilhelm bald der unglücklichste. Im Frieden von Tilsit verlor er die Hälfte seiner Unterthanen und außerdem verlangte der Sieger schwere Opfer. Der König gab seine Klostervertheilungen, die Königin ihre Juwelen her. Nicht die Juwelen waren es gewesen die das Herz der schönen Frau brach. Sie fiars, wie sie gelebt hatte, und auf Scherzschwüngen schwebte sie hinüber in das Paradies. Friedrich Wilhelm stand alleid. Er gab sich der Sorge seiner Unterthanen hin. Treue Diener halfen ihm das Volk vorzubereiten auf den Augenblick der Erhebung. Und derselbe kam und der König rief. Da sammelten sich wie aus dem Nichts Heere, mit denen er dem Corlen auf seinen Thron erschütterte. Napoleon ging in den Kampf unversagt; aber er mußte in den ersten französischen Schlachten erkennen, daß ein eigentümlicher Geist erwacht war. Kein Gevangelium! keine Kononen wurden erbeutet, und als der gewaltige Krieger nun sein Heer theilen mußte, da wurde Klopstock, Grotzschern, Kuhn, Drennowitz geschlagen, und die festgewohnten Marschälle wurden auf Napoleon zurückgeführt.

Leipzig's Schlachtfeld zeigte nun den Niemen im Kampfe gegen den erachteten Weltgeist, und der Nieme unterlag und Deutschland war frei, und es ging zum Rhein und über den Rhein bis nach Paris.

Zweimal sollte die Weltstadt die Fahnen der siegreichen Scharen sehen, bis es sich gewöhnte, sich nicht als die Hauptstadt der Welt anzusehen. Was das Schwert gut gemacht, es vollendete nicht die Federn auf dem Wiener Congress. Man überschritt Preußen und Spalatte es in zwei große Theile, während die übrigen Reiche wohl abgerundete Ganze lieferten. Friedrich Wilhelm ließ sich.

Die ferneren Jahre bis zum Tode am 7. Juni 1840 waren durch offene Kriege nicht getrübt, doch hatte so manche schwere Sorge auf ihm gelastet, und als der Todesengel zu ihm trat und ihm die Heiden der Befreiungskriege, Wüder, Bülow, York, Tauenzin und Gneisenau zugeellte, weinte ihm sein Volk nach und es gab wenig Augen, welche trocken blieben. In seinem letzten Willen, den er am 1. December 1827 verfaßt hat, heißt es:

„Meinen wahren und aufrichtigen Dank Allen, die dem Staat und mir mit Emsigkeit und Treue gegeben haben.“

„Meinen wahren, aufrichtigen Dank Allen, die mit Liebe und Treue mir persönlich ergeben waren.“

„Ich verbege allen meinen Feinden, auch denen, die durch häßliche Reden, Schriften oder durch absichtlich verunstaltete Darstellungen das Vertrauen meines Volkes, meines größten Schatzes, mir zu entziehen bestrift gewesen sind.“

In Charlottenburg, an der Seite seiner geliebten Luise schließt nun die irdische Hülle des Mannes, der im Leben sich in der Einfachheit glücklich fühlte und Rauch's Weistherband hat es verstanden ihn so darzustellen, wie er dem Bildwerke seiner Luise würdig war, im einfachen Mantel, ohne Purpurverbrämung. Den beiden hat sich in der Phoezeit sein Sohn, der deutsche Kaiser, angeschlossen, und so rufen sie vereint in dem Mausoleum und lächeln auf ihren Enkel und Urenkel, den jetzigen deutschen Kaiser fernleder.

Galeotto.

Wanderei.

Man sagt gewöhnlich, Amor sei ein kleiner Schelm, weil er die schönsten Rosen den Unverschämtesten bricht und die Dornen für die Beherrschtesten stecken läßt, ein größerer Schelm aber ist Galeotto. Wer ist Galeotto, wird man mich fragen. Das ist ein funderbarer Gefelle, er ist gewöhnlich nach der neuesten Mode gekleidet, findet Eingang in alle Kreise, er flücht mit dem armen Mann an, trinkt mit dem Wohlhabenden ein Gläschen „echtes Bier“, mit dem Fürsten trinkt er Champagner, mit den

schönsten Damen sitzt er im traulichen tête-à-tête, er ist überall und nirgends, am häufigsten aber trifft man ihn im sogenannten kleinen Circle, auch fliegt er bei keinem Kaffeetrinken zu fehlen. Er läßt an keinem Menschen ein gutes Haar, Alles und Jedes sucht er zu verfeinern und seiner Waag ihm die Ehre zu weihen. Es fürchtet ihn Jeder, wir sind alle seine Sklaven, obgleich wir meinen sein Herr zu sein. Selbst demjenigen, der mit Erfolg sich seine Annäherung verbieten kann, sagt er Entzügen ein, denn er ist gefährlich, da er keinen verschont und von jedem geschont wird. Zuletzt war es noch, da machte ich seine Bekanntschaft. Er trat in das Zimmer herein, unangemeldet natürlich, setzte sich zu uns, ohne zu grüßen und ohne zu danken nahm er seine Tasse Kaffee an, die ihm vorgelegt wurde.

„Darf ich um etwas viel Zucker bitten, meine Gnädige“, meinte er zu der Frau des Hauses gewandt. „Ich liebe den Kaffee süß zu trinken, auffallen süß.“

„Weshalb mein Herr.“

„Nun, verzeuere Ihnen sind nicht widerlich, weniger widerlich als verzeuere Wahrheiten. Ich liebe die Süßigkeiten, den Zucker, weil, nun weil der Zucker weiß ist, wenn man ihn in den Kaffee wirft, und im Kaffee schwarz wird, wenn man ihn trinkt.“

„Wie verzeuere ich das?“

„Seine Süßigkeit geht nicht verloren, ob ich den Zucker weiß genieße oder ob ich ihn xeronnen im Kaffee trinke. d. h. wenn ich das Schwarze verzeuere und das Weiße verzeuere, mündet das Schwarze wie das Weiße süß. Ich werde es Ihnen beweisen, so paradox es Ihnen mag. Doch lassen Sie sich nicht stören, meine Herrschaften, wenn ich nicht irre, sprachen Sie von Frau X. Haben Sie bereits das Neuweile über die Dame gehört? Denken Sie nur, Frau X. war neulich zu einem Ball geladen. Sie trug ein neues Kleid, dieses Kleid ist noch heute nicht bezahlt, und doch verzeuere Frau X. daß ihr Mann 5 Prozent Sconto erhalten habe, da er es haar bezahlte. Mit diesem neuen Kleid, das so verzeuere auslaß, hat Frau X. eine interessante Eroberung gemacht, um die sie jede Dame beneidet, welche mit ihr intimen Verkehr pflegt. Der junge spanische Graf, hinter dem, unter uns gelagt, nichts deckt, aber der hier so viel Furore macht, hat ihr eine feurige Liebeserklärung gemacht. Einem an dir zu Folge ist er nicht angezogen worden, obgleich Frau X. ihrem Manne davon Mitteilung machte.“

„Ein Stalab, meine Herrschaften, so etwas kann aber nur vorkommen, weil mir diese Dame noch immer nicht genug bei Seite setzen. Wer hätte auch das gedacht, selbst Herr M., der mit kleinen geschäftlichen Differenzen in letzterer Zeit zu kämpfen hatte und daher etwas weniger maßgebend ist, fand Frau X. eigentümlich.“

„Ach, Herr M.“ meinte ich lächelnd Herr Galeotto, „der sollte nur schweigen. Wie ich aus ganz sicherer Quelle weiß, steht er nicht vor dem Concurs, und man erzählt sich nicht ohne Grund, daß er Tauende seinem Geschäft entzogen und in Armabändern für die Opersängerin B. angelegt hat.“

„Was Sie sagen, so, so. Also Fräulein B., für die der Musikmeister D. so sehr schwärmt.“

„Das ist auch der Richtige“, höhnte Galeotto. „Der ist natürlich unparteiisch, ich will nichts gelagt haben. Aber, meine Herrschaften, diesem Herrn traue ich alles zu. Sie wissen doch, daß der reiche M. lehtlich in einem Concert sang. Am nächsten Tage las ich M.'s Kritik. Denken Sie denn, daß die Kritik, trotzdem M. unterzeichnete, von R. war? Mit anderen, die Kritik hat Herr M. geschrieben und bezahlt, Herr R. hat nur seinen Namen hergegeben.“

„Die Kritiker sind gefährlich, so meint auch Herr Hofkapellmeister S.“

„Herr S., nun der hat alle Ursache zu schweigen.“ lachte Galeotto laut auf. „Wer wie Herr S. seine Stellung nur der Protection einer hochstehenden Dame zu verdanken hat, einer Dame, die in — Spanien“, erläuterte er lustig und bescheiden lächelnd, „also die in Spanien sagen wir, eine hohe Stellung einnimmt, der hat allerdings alle Ursache, die öffentliche Meinung zu fürchten.“

„Einer hochstehenden Dame in Spanien, kennen Sie dieselbe, mein Herr?“

„Nicht persönlich, aber ich habe viel von ihr und — ihm gehört, aber was geschah.“

„Das geschah in Spanien, Im Lande der Kastalen, In Sevilla, zu Sevilla!“

„Sie wollen uns nicht mehr veratzen, aber ich kann mir schon denken, was Sie nicht sagen wollen; doch Sie sind uns ja noch die Erklärung des sonderbaren Paradoyons von der Identität von Schwarz und Weiß schuldig!“

„Und dem Zucker, meine Damen!“ verbeugte sich Galeotto galant gegen die Norddeinerin. „Weiß ist die Wahrheit, Schwarz die Lüge, der Wahrheit geht man glauben, der Lüge nur dann, wenn sie der Wahrheit ähnelt. Verzeuere ich Lüge und Wahrheit, also Schwarz und Weiß, dann schmeckt Schwarz süß und Weiß süß, die Lüge scheint also Wahrheit zu sein. Wenn ich lügen will

und wahr scheinen, dann verzeuere ich die Lüge und lügen wahr. Scheine ich aber wahr, dann glaubt man mir. Ich liebe deshalb den Zucker, er erleichtert mir meinen Versuch, denn meine Damen — ich bemerke eben, daß ich verabreicht habe mich vorzustellen — mein Name ist Galeotto und die — Verleumdung ist mein Beruf!“
Wilhelm Fischer.

Ueber die deutsche Küsten- und Hochseefischerei

veröffentlicht Herr Dr. Lindemann in dem Katalog der Ausstellung der gesammten deutschen Seefischerei, einer Abtheilung der Nordwestdeutschen Gewerbe- und Industrieausstellung in Bremen einen interessanten Aufsatz, dem wir folgendes entnehmen:

Der Ungunst der natürlichen Verhältnisse, der politischen und wirtschaftlichen Zerstückelung und Getheiltetheit, dem geringen Interesse in der Nation für die Seegewerbe überhaupt und manchen andern Umständen war es zuzuschreiben, wenn in früherer Zeit und bis zum Jahre 1866 die deutsche Seefischerei in ihrer Entwicklung im Vergleich zu anderen maritimen Nationen erheblich zurückgeblieben war. Zwar gab es eine Zeit, da der Wallfischfang der Samurarger in den nordischen Meeren bedeutender war als der von England und Schottland, und daß es in Deutschland früher an segewohnten Mannschaften nicht fehlte, zeigt die Thatfache, daß noch im vorigen Jahrhundert Inseln in großer Zahl alljährlich auf englischen und holländischen Wallfischfängern Dienten nahmen. Allein die Zufuhr des als Nahrungsmittel wichtigsten Seefisches, des Herings, wurde mehr und mehr Sache der Fremden, der Holländer und später der durch die Annäherung der großen sommerlichen Fischzüge an ihre Küsten begünstigten Schotten. Die von der preussischen Regierung im vorigen Jahrhundert in hohem Maß geförderten Veruche, von Embden aus eine Großfischerei in der Nordsee auf Seringe zu fruchtiger Entwicklung zu bringen, mußten der Mitwirkung der durch kaufmännische und technische Erfahrung, wie durch größere Mittel bevorzugten Holländer weichen. Der Fang der sonstigen essbaren Seefische durch mannigfaltige Geräte in der Nähe der Küsten war an der langgestreckten haff- und buchte reichen deutschen Westküste verhältnismäßig ergiebiger als an den deutschen Gestaden der Nordsee, wo von Alters her hauptsächlich die Norddeiner zu Zeiten dem Schellfischfang in altbergrachter Weise als Küstenseefischer betrieben, und im Liebrigen nur die Münderungsgebiete der großen Ströme Elbe, Weser, Ems dem sogenannten Frischfischfang in Masse an der Küste ein geeignetes Feld boten. Die Hochseefischerei, und auch nur im beschränkten Sinne U verstanden wurde allein von den Finkenwärdern und Blankener Ewern betrieben. — So weit der Fisch sich nicht zum Räucher oder Salzen eignete, blieb der Verbrauch der Seefischereizerzeugnisse auf die Küstengegenden beschränkt, denn bei dem schwerfälligen, langsame Versandt landeinwärts unterlag die Ware dem Verderb. Erst die in den 40er Jahren in England erfolgte Einführung des großen Dampfschleppnetzes, der schon früher auswärts in begonnener Transporth der Fischwaaren in Eis und nach in immer größerer Zahl und Ausdehnung angelegten Eisenbahnen, zuletzt die Einführung der Fischdampfer schuf den Frischfischfang als Großgewerbe, übertrug somit auch die Verhältnissache auf die deutsche Hochseefischerei, die jedoch anfänglich nur langsam von den gebotenen Vortheilen Gebrauch machen konnte, da Betriebskapital nicht sofort in dem erwünschten Umfange zur Verfügung stand, die ersten größeren Fischerei-Unternehmungen in Bremen und Hamburg durch allerlei widrige Umstände zu Grunde gegangen waren und das Publikum des deutschen Binnenlandes erst allmählich Geschmack an der Speise schönen Seefisches gewann. Das Hauptabzugsfeld, die vollreicheren Städte, liegen in Deutschland zum Theil weit ab von der Küste, die Zufuhr wurde dadurch erschwert und verteuert, die Bildung großer Fischmärkte zurückgehalten. Lange schon waren in Deutschland die partiotischen, für das deutsche Volkswohl strebende Kreise sich bewußt, daß unsere Seefischerei, als ein für die Volksernährung wichtiges, für die Küstenbevölkerung lohnendes und auch für die maritime Wirtschaftigkeit bedeutames Gewerbe, wieder gehoben werden müsse. Der frische thakräftige Zug, welcher nach der politischen Einigung zunächst Norddeutschlands, im ewig denkwürdigen Jahre 1870 ganz Deutschlands durch die Nation ging, führte zu einem regen Schaffen durch Vereinigung; im Jahre 1870 begann, unter dem Protektorat des Kronprinzen, der Deutsche Fischereiverein seine thätigste fruchtbringende Thätigkeit, die sich zwischen der Pflege der Schifffahrt und der Seefischerei theilte. Im Frühjahr 1872 veranstaltete derselbe in der neuen Markthalle am Schiffbauerdamm in Berlin die erste, Ausstellung von Geräthchaften und Produkten der See- und Binnenfischerei“. Ihr folgte im Jahre 1880 die großartige internationale Fischereiausstellung zu Berlin. Durch die Bildung der Kommission zur wissenschaftlichen Untersuchung der Deutschen Meere“ in Kiel im Jahre 1870 wurde unserer Seefischerei ein wichtiges und wie die reiche Wirksamkeit der Kommission beweist, fruchtbringendes Förderungsmittel geboten. In

der Erkenntnis, daß für die Pflege unserer Seefischerei ein eigenes Organ geschaffen werden müsse, wurde im März 1885 unter dem Vorsitz des damaligen Geheimen Regierungsrats, jetzigen Krokammerpräsidenten Herwig, die Section für Küsten- und Hochseefischerei gegründet. In der kurzen Zeit ihres Bestehens hat dieselbe, Dank der Unterstützung der Reichsregierung, welche unter Zustimmung des Reichstages die Summe von 100 000 Mark zur Förderung der Hochseefischerei in den Reichsetat, zuerst für 1886/87, aufnahm, nach den verschiedensten Seiten unserer Seefischerei weitestgehend gefördert, sie ist der Mittelplatz für alle Bestrebungen in dieser Richtung geworden.

Große, nur aus Staatsmitteln heranzustellende Unternehmungen, wie die so dringende Anlage von Fischerhäfen an unserer Nordküste, wurden von ihr angeregt oder gefördert. Die Bildung von Klassen zur Verbesserung der Interesselagen von Fischern, die Verbesserung von Fahrzeugen und Geräthen, das Studium der fremden Fischereien zur Förderung der eigenen, die Errichtung einer Fischerschule und manche andere nützliche Einrichtungen auf dem Felde der Fischerei waren unmittelbar oder unmittelbar das Werk der Section, während sie ihrer Aufgabe nach der theoretischen Seite hin durch die Herausgabe ihrer „Mittheilungen“ und durch die Veranstaltung wissenschaftlicher Unternehmungen zum Nutzen unserer Seefischerei gerecht zu werden bemüht war. Die bereits von der Krieger-Kommission mit bedeutenden Ergebnissen erfolgte Erforschung größerer Meeresströme hinsichtlich ihres Fischlebens nahm die Section ihrerseits durch zwei im Sommer 1889 unternommene Unteruchungsreisen in die baltische Nordsee vor. Es galt, neue Fang- und Laichplätze des zum Salzen verwendbaren Seeherings aufzufinden. Bekanntlich ist das Lebergewicht der schottischen Heringsfischereien wesentlich dadurch bedingt, daß die Heringszüge des Sommers in der Nähe der Küsten erscheinen. Die Auffindung ergiebiger Herings-Fangplätze in ähnlicher Nähe zu unseren Küsten würde unseren Fischern einen neuen Erwerb zuführen und der deutschen Volkswirtschaft den Vortheil sichern, den einheimischen Bedarf an Salzheringen vorzugsweise aus den Erträgen des eigenen Fanges zu decken. Zur Zeit führt Deutschland jährlich geladene Heringe fremden Fanges im Werthe von über 30 Millionen Mark ein, dem gegenüber die etwa 300 000 Mark betragende Werthsumme des eigenen Fanges, — der Emder Heringsfischer-Vereinsgesellschaft — garnicht in Betracht kommen kann. Der Beschluß, solche Unteruchungsreisen womöglich in diesem Jahre fortzusetzen, behandelte, daß die bisherigen nicht ohne Erfolg waren. Die vor zwei Jahren von der Section zuerst in Dithum an der Ems, später in Karolinenstiel an der obdenburgischen Küste errichtete zoologische Station ist der Beginn dauernder wissenschaftlicher Station und zugleich die Basis der Seefischerei unterstützender Arbeiten, die, um sich vertiefen zu können, zunächst auf ein Feld, die Naturgeschichte der Nordseegebiete, beschränkt werden. Heranzubehalten ist auch das von der Section veranstaltete Studium der Bewertung des bisher als nutzlos betrachteten sogenannten Nebenfanges unserer Hochsee- und Küstenseefischer.

Eine Poker-Session.

Von Edward v. Brahe.

[Nachdruck verboten.]

Der Redakteur eines Blattes in San Francisco an der California-Strasse sah vor seinem Bude, als die Thür sich öffnete und ein langer, bogiger Mensch mit sonnenbräuntem Gesicht und einem breiten, dunklen Schlappe auf dem Kopfe eintrat. „Sagen Sie, Mister“, hub derselbe an, nachdem er den Zeitungsschreiber begrüßt hatte, „verstehen Sie etwas von Karten? Ich wollte Sie nämlich um Auskunft bitten.“

„Natürlich“, erwiderte der Angeredete, „ich spiele Everlastig, alle Junger und dergleichen mehr. Warum?“

„Sagen Sie, warum wollte ich Sie gerade fragen. Also angenommen, daß „alte Junger“ derjenige, der eingelebt hat, paßt beim Spielen; wer hat zu wetten?“

„Auf diese Weise wird „alte Junger“ nicht gespielt“, erwiderte der Redakteur. „In dem Spiel, was ich meine, ist derjenige der Mitspieler, der eine Dame behält, nachdem die andern Karten gespielt sind, alle Junger.“

„Sie haben Recht, wahrscheinlich dachte ich an „Everlastig“, entschuldigte sich der Fremde. „Angenommen also in „Everlastig“ — Einer bekommt beim Spielen eine „alte Junger“ — und nachdem die übrigen Karten gespielt sind, stellt sich heraus, daß er nicht „geföhlt“ hat — was dann?“

„Ich kann nicht begreifen, wie so etwas in dem Spiel vorkommen kann“, bemerkte der Zeitungsschreiber. „Wiel leicht meinen Sie das Spiel, das man „Poker“ nennt.“

„Poker! Was ist das?“ fragte der Fremde, indem er mit der Hand seiner Unterlippe aufspielte.

„Das ist das Spiel, in welchem Paare, „volle Hand“ und dergleichen vorkommen.“

„Verstehen Sie das Spiel, Fremder?“ fragte der Lange, indem er ein Spiel Karten aus der Tasche zog. „Wollen Sie mit?“

Der Zeitungsschreiber nahm die Karten zur Hand, midte in der Eile und gab Jedem eine Hand. „Nun passen Sie mal auf“, erklärte er, „ich habe nicht lange Zeit — zwei Paare sind besser als ein Paar, ein „Futß“ wenn alle von derselben Couleur sind, ist besser, als drei, und vier von einer Sorte sind auch besser als ein „Futß“. Was haben Sie?“

Der Fremde zeigte seine Karte, er hatte kein Paar, und der Zeitungsschreiber erklärte, daß seine Karte besser sei, da er ein Paar habe.

„Lassen Sie mich mal geben“, sagte der Fremde, indem

er die Karten ergreift und in plumper Weise zu geben anfangt; „jeder fünf!“

„Ja“, erwiderte der Redakteur, der schon gemerkt hatte, daß er es mit einem Verräther zu thun habe und entschlossen war, bemerken einen Denksatz zu geben — „jeder fünf!“

„Was thun wir jetzt?“ fragte der Fremde mit der ungeschuldigsten Miene.

„Wenn wir um Geld spielen, würde ich jetzt einen Dollar einlegen; wollen Sie spielen, dann müssen Sie zwei Dollars dagegen setzen. Wenn ich dann „herein kommen“ wollte, müßte ich einen zweiten Dollar setzen und dann —“

„Halt! halt! Nicht so schnell. Also Sie setzen zwei Dollars nach einander auf, und ich zwei Dollars auf einmal! Ist das richtig?“

„Vollständig —“

„Und dann gehen wir? — Wir wollen's zum Spaß mal probiren, was meinen Sie —“ sagte der Lange mit eigenthümlicher Hast.

„Nehmetwegen“, lächelte der Zeitungsschreiber und warf als Einlage zwei Dollars auf den Tisch. Der Fremde setzte denselben Betrag dagegen.

„Jetzt gehen wir also, nicht wahr? Wie viele Karten soll ich nehmen?“

„Sie können nehmen, so viel Sie wollen, ich will keine“, antwortete der Redakteur.

„Dann nehme ich eine Karte — so, jetzt wetten wir also —“

„Ja.“

Der Fremde wette vorsichtig und der Redakteur trieb ihn in die Höhe, bis von jener Seite fünfzehn Dollars gewettet worden waren, doch lag außer dem Einsatz kein Geld auf dem Tisch.

„Ich denke, ich wette nicht weiter“, sagte der Fremde zaghaft — „wer hat gewonnen —“ und er legte vier Aste auf den Tisch.

„Ich“, sagte der Redakteur und legte einen „Straight flush“ auf den Tisch, „Sie sind mir fünfzehn Dollars schuldig.“

Der Fremde sah auf die Karten, dann auf seinen Mitspieler. Endlich schlug er mit der Faust auf den Tisch und brach in die Worte aus:

„Sie haben doch ehrlich gespielt?“

„Natürlich“, erwiderte der Zeitungsschreiber. Langsam holte der Fremde eine fetter Briefertasche hervor und legte eine Doll. Greenback hin. Der Mann der Feder gab ihm fünf Dollars heraus, und der Lange verließ das Zimmer. Beim Hinausgehen betrachtete er noch immer kopfschüttelnd die Karten und brammte in unverständlicher Weise vor sich hin.

„Ich glaube schon einen Verräther vor mir zu haben, aber es war nur ein Dummkopf“, sagte der Redakteur zum Kassirer, der einzigen Bank des Städtchens, nachdem er über die Einzelheiten des eigenthümlichen Kartenspiels mitgeteilt und die zwanzig Dollars-Note zum Wechseln gegeben hatte.

„Würde Ihnen aber die Gefallen thun, alter Junge“, erwiderte dieser, „geben die zwanzig Dollars Greenback ist falsch.“

„Leute, die in den folgenden Tagen auf der Redaktion zu thun hatten, beklagten sich über grobe Behandlung.“

Es ist unbekannt,

daß unsere Industrie in den letzten Jahrzehnten bei der Ueberfluthung auf allen Gebieten sich in eine Strömung hat drängen lassen, die je länger je mehr ihr sowohl als dem laudenden Publikum zum Schaden gereichen muß. Die Konkurrenz hat die Preise bis aufs Unglaubliche herabgedrückt und nach dem Grundsatz „geringer Profit bei großem Umsatz“ das Ziel zu erreichen gesucht. Gehen wir heute durch die Straßen einer einigermaßen belebten Stadt, so laden uns große Schaufenster an, mit den verschiedensten Arten von Waaren elegant ausgestattet, und die den Waaren beigelegten billigen Preise laden Jedermann zum Kaufe ein. Leien wir Antiquitäten und Empfehlungsmen von Geschäftseuten in einem Lokalblatt, so begegnen wir Ausdrücken, wie: „Ausverkauf, reeller Ausverkauf, unter Selbstkostenpreis verkaufe ich, durch Gelegenheitskauf einer großen Partie ist es mir möglich, unter Fabrikpreis zu verkaufen“ u. d. m. Es entstanden in allen größeren Städten Deutschlands, Oesterreichs, Frankreichs, der Schweiz, die Bazars, in denen jedes Stück für einen gewissen Preis anfangs noch ansehnlich war. Aber die 2 M. Bazars wurden bald verdrängt von den 1 M. Bazars, und diese haben wieder den 50 Pf. Bazars das Feld räumen müssen. Und wie viele der verschiedensten Artikel finden sich hier in den größten Sortimenten zusammen. Sachen, die wir nicht entziehen möchten und nicht entbehren können, neben den überflüssigen Luxusartikeln.

Nun ist wohl an jenem Prinzip nichts auszusetzen, sobald die Qualität nicht darunter leidet. Wie steht es aber in diesen Punkten aus? Ich will nicht leugnen, daß auch unter der billigen Waare manches Brauchbare, manches Gute ist. Wie viel Waare wird jedoch hergestellt, die nur durch ihre glänzende Aussehen befehligt, jedoch auf ihre Dauerhaftigkeit und Zweckgemäßigkeit gar nicht den besten Ansprüchen genügt. Ueberlegen wir nur an einem einzigen Stück, durch wie viel Hände es ging bis zum Verkauf und fragen wir uns, wieviel des Rohmaterial kostet, was der Arbeiter, der Fabrikant und der Händler daran verdienen, so müssen wir unwillkürlich zu dem Schluß kommen, daß der Stoff nur von der geringsten Qualität und die Arbeit keine gediegene sein kann. Und eine Probe wird jeden, der diesen Schluß nicht macht,

noch augenfälliger von der Beschaffenheit der billigen Waare überzeugen oder überzeugen haben.

Hier wird ein neuer Haushalt eingerichtet, um sich auch den Luxus einer sogenannten guten Straße zu gönnen, begnügt man sich fürs übrige oder im Ganzen mit billigen Möbeln, billigen Küchens- und Tafelgeräth; einiger Zierath soll auch nicht fehlen — und es ist ja auch Niemandem zu verargen, daß er sein Heim möglichst hübsch gestaltet — da giebt es für billiges Geld verborgene Wüderarbeiten, Nippesachen aller Art, aber nach wenigen Monaten machen schon sich Reparaturen an den Möbeln nöthig, der Ueberzug des Sopha's zeigt sich hier und da abgerieben, zerrißen, seine Federn verlangen den Dienst, die alten Messer und Gabeln sind durch neue ersetzt, der übrige Schmuck ist schon zerbrochen in die Kumpelkammer gewandert. Kleiderstoffe, die nach mehrmonatlichem Gebrauch verschliffen sind, Stiefelletten, mehr aus Pappe als aus Leder, Hüte, deren Facon durch einen einzigen Regenschauer unwiederbringlich verloren geht. Galanteriewaaren jeden Gewebes, welche kaum einen einmaligen Gebrauch ausfallen, werden in Massen hergestellt und — gekauft. Warum aber fragt der Kaufstücker so wenig nach gediegener Waare, die selbst bei doppeltem oder dreifachem Preise wegen ihrer Dauerhaftigkeit und vor allem wegen ihrer Verlässlichkeit mitunter das zehnfache mehr ist? Eine solche Sparmaßnahme mit einem gewissen Indifferenzismus, der Sucht, es andern gleich zu thun, ohne die Mittel dazu zu besitzen, und seltsame Mode mit ihrem steten Wechsel mögen das ihre dazu beitragen haben, daß Willkür zum Leistungsmerk geworden ist. Wie sich jedoch in der industriellen Praxis schon hin und wieder Stimmen erheben, die zur Umkehr von dem eingeschlagenen Wege mahnen, so ist es eben so an der Zeit, daß auch die Käufer sich befinden und überzeugen, daß die billigste Waare in der Regel die theuerste ist.

Räthselc *)

Räthel.

Das Erste ruht im Haupte,
Die Letzte klopft die Hand;
Doch ach, das Ganze raubt
Schon manden den Verstand.

Am Paar der Ersten freut nach modernem Thaten
Wohlet jeder sich, je mehr er ihnen zu thut;
Das Paar der Andern hat gar oft verdratzen
Den Lügner als ein ungetreuer Galt.
Das Ganze ist die allerhöchste Schleppe,
Denn Gold und Purpur fließen um den Steg;
Man sieht sie beden noch die hohe Treppe,
Nachdem die Reiaign hernieder stieg!

Wein Seltes bekennt und verhält sich zugleich,
Kein Zweites wird an der Sonne fied.
Wein Ganzes hat schon manden Streich,
Gewelkt dem Kaiser von Oesterreich.

Die Aufösungen folgen in nächster Sonntags-Nummer!

Die Namen aller Derjenigen, welche uns auf schriftlichem Wege richtige Lösungen einleiden, werden dann auch veröffentlicht.

Aufösungen der Räthel aus letzter Sonntags-Nummer.

Auflösung des 1. Räthels: Regenbogen.

Auflösung des 2. Räthels: die Bäne.

Auflösung der Charade: Rothbar.

Nächste Räthel: Nr. 1 2 3 u. d. W. G. Hoff, L. Herzberg Halle Nr. 1 und 3, Carl Hoeltz & Co. Verlag bei Nauendorf.

*) Nachdruck verboten.

Lustige Gde.

— Am Meere. Dame: Ist das nicht ein übermächtiger Anblick?

— Ueutenant: Alle Achtung vor Meer! Hat ja auch die Aphrodite ausgedacht.

— Nole und Dornen. Maden Sie mich glücklich und geben Sie mir die Nole, holde Emma! — Unter einer Bedingung. — Und die wäre? — Sie müssen vorher mit Mama sprechen. — Aber Fräulein, ich habe ja die Nole und nicht die Dornen verstanden!

— Untere Künber. Was, schon fischen, Mädchen? Ich hätte dich fast fühl gehalten. — O, Sie Schmeichelein!

— Weinbändler zu einem Reikenden, der ihm die Stellung fündigt: Aber das ist doch kein Grund, daß Sie lagen, das Probieren unter Weine mit der Kinndoch streng Sie zu sehr an? — Reikender: O gewiß! Denn glauben Sie mir, Herr Weinbändler, das ist ein lauzes Geschäft!

— Charakterlich. „Gieß Dich, Leibburch“, wobei mit dem langsam unentziffelbaren Schrit?“ — Alle Hochachtung vor diesem Scherzstück — weiß in der That noch nicht, welches „Wau“ ich heute — vernachlässigen soll!

— Abnungsvoll. Präsident (nach langer Verhandlung): Nun gehen Sie doch ein, daß Sie den Weinek beugnen haben, es ist ja zu Ihrem Besten!“ — Angellanger: Mit wahr? Das wäre Ihnen recht? Sie mögten gerne esse gehen?

— Auch ein Grund. Junge Frau (zu einem neu ein-zustellenden Mädchen): Können Sie auch gut seihen?“ — Mädchen: Das habe ich ganz aus dem Grunde gelernt. Mit der verwickeltesten Haartour bin ich in 20 Minuten fertig.

— Junge Frau: „In 20 Minuten?“ — Dann gehen Sie mir gleich wieder, wie sollte ich da wohl den übrigen Tag hinbringen!“

— Frei nach Schafepare. Mitmeister (zum Einwärts-Fretwilligen, welcher zum dritten Mal vom Pferde fällt): „Donnermeister, Einwärtsiger, Sie schweben ja fortwährend zwischen Himmel und Erde! Sind Sie eins von den Dingen, von welchen wir uns in unserer Schulweisheit nichts träumen lassen?“

— Praktisch. A. (zornig auf die Klavertasten schlagend): „Zum Anlauf, aus dem Winterkasten ist fast kein einziger Ton mehr herauszubringen!“ — B.: „Du, verlauf mir das Klavier. Das muß ich meiner Tochter schenken, die lebt den ganzen Tag auf.“

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Fischer.

Verlag und Druck von H. Metzschmann in Halle.
Expedition des Halle'schen Tageblattes: Große Ulrichstraße 19, geöffnet von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends.